I. Abhandlungen.

Von den Folgen der Anhäufung der Menschen an einzelnen Punkten in wirthschaftlicher, sittlicher und politischer Hinsicht.

Von Professor Eiselen in Halle.

Das politisch-wissenschaftliche Streben der neuesten Zeit ist vorzugsweise darauf gerichtet, das sociale Leben der Menschen in seinen verschiedensten Erscheinungen begreifen zu lernen, sey es nun, dass es in der gewonnenen Erkenntniss Befriedigung findet, oder dass ihm die Absicht zu Grunde liegt, Vortheil davon für die Staatskunst zu ziehen. Diesem Streben gehört auch die folgende Untersuchung an, die sich aber bescheidet, bei der gewonnenen Erkenntniss stehen zu bleiben, und diese nicht in einer Erschöpfung ihres Gegenstandes, sondern in der Aufstellung der Momente suchen wird, die ihn wesentlich charakterisiren. Ob er aber überhaupt von der Bedeutung sey, die es lohnend erscheinen lässt, ihm eine besondere Abhandlung zu widmen, das muss doch erst das Ergebniss derselben lehren, wenn auch schon ein flüchtig darauf geworfener Blick vermuthen lässt, dass es ihm daran nicht fehlen dürfte.

Wenn man die Geschichte der Völker verfolgt, so wird man zu allen Zeiten bemerken können, dass die Menschen sich an

einzelnen Punkten enger an einander schliessen, und dass es unter diesen wieder einer oder einige waren, an welchen sie sich in unverhältnissmässiger Menge anhäuften. Wir sind daher berechtigt anzunehmen, dass nicht der Zufall volkreiche Oerter schuf, sondern dass ihnen gewisse Ursachen zu Grunde lagen, welche mit der Entwickelung der Völker eng verbunden waren. Dass der Mensch sich gern dem Menschen anschliesst, ist eine Bemerkung, die man leicht machen kann, die aber weit davon entfernt ist, die grosse, zum Theil ungeheure Anhäufung der Bevölkerung zu erklären, von welcher wir hier zu reden beabsichtigen. Das innere Verlangen des Menschen, sich dem Menschen zuzugesellen, geistig und gemüthlich mit ihm zu verkehren, fordert nicht, dass eine Volksmenge von vielen Tausenden beisammen lebe, ja die Befriedigung desselben wird dadurch eher gestört, als gefördert, dass die Zahl der Theilnehmer eines solchen Verkehrs zu stark anwächst, oder fremde Elemente sich in ihn eindrängen. Es müssen also andere Gründe aufgesucht werden, um eine derartige Anhäufung von Menschen begreiflich zu finden. Wir werden sie aber nicht lange zu suchen haben, wenn wir nur einen oberflächlichen Blick auf einzelne der grossen Städte früherer und späterer Zeiten werfen, und uns die vorherrschende Lebensweise ihrer Bewohner vergegenwärtigen. Stellen sie sich uns nicht immer als die Mittelpunkte des Handels, oder grosser Gewerbe, oder der politischen Thätigkeit eines Volks dar, wofern sie nicht zwei dieser Merkmale, oder alle drei an sich tragen? London ist der Sitz der Regierung und des Parlaments, aber zugleich fasst es einen ungeheuren Handel und bedeutende Gewerbe in sich. Aehnliches kann man von Paris, von Constantinopel, von Wien, von St. Petersburg sagen, während New-York, Amsterdam, Hamburg ihre Grösse vornehmlich dem Handel, und Manchester, Lyon und andere die ihrige hauptsächlich den grossen Gewerben verdanken, die in ihnen getrieben werden. Hiernach dürften sich die gesuchten Gründe auf zwei zurückführen lassen: die Nationalbetriebsamkeit, welche sich einzelnen Punkten mit überwiegender Stärke zuwendet, und die Organisation des politischen Lebens eines Volks, bei welcher es angemessen gefunden wird, von einem oder von einigen Punkten aus die Leitung desselben zu bewirken. Den einen dieser Gründe mag man einen

natürlichen nennen, weil es keine bestimmte Absicht ist, welche die Volksmasse an einem Orte versammelt, sondern die sich hier allmählig, ihren verschiedenen Bedürfnissen nachgehend, anhäuft. Der andere kann dagegen für einen künstlichen gelten, weil er in dem Willen zu suchen ist, welcher die politischen Verhältnisse der Gesellschaft bestimmt und seinen Vorstellungen von der Zweckmässigkeit zu Folge den Ort oder die Oerter wählt, wo er eine Menge ihm dienender Personen versammelt, und dadurch die Nothwendigkeit einer noch weit stärkern Anhäufung von Personen zur Befriedigung der Bedürfnisse der erstern setzt. Für die Lösung unserer Aufgabe ist es nicht gleichgültig, ob die unverhältnissmässig grosse Bevölkerung eines Orts dieser oder jener Ursach ihre Entstehung verdankt, weil die Zusammensetzung derselben sich verändert, je nachdem sie auf natürlichem Wege oder künstlich entstanden, oder bei ihrer Entstehung den Einfluss beider Ursachen empfunden hat. Inzwischen dürfte es zweckmässig sein, diese Unterschiede als untergeordnete Momente zu betrachten, und auf gleiche Weise die Differenz in dem natürlichen Grunde, die sich an den Handel und die Gewerbe knüpft, zu behandeln, um die Untersuchung nicht zu sehr zu zersplittern.

Die Anhäufung der Bevölkerung an einem Orte, nöthigt zuerst, wenn wir

die wirthschaftliche Seite

ins Auge fassen, zu der Frage, worin sie ihre Nahrungsquelle habe, und welche Beziehungen daraus zwischen ihr und dem Volke entspringen? Nach den frühern Bemerkungen ist darauf leicht zu antworten. Denn wenn wir sagten, es sey der Grund der starken Bevölkerung eines Orts entweder in der Grösse seines Handels, oder in seinen Gewerben, oder darin zu suchen, dass er der Sitz der Regierung des ganzen Landes oder eines Theils desselben sey, so wird, da in dem letzten Falle Handel und Gewerbe, und in den beiden ersten Fällen eine gewisse Anzahl dienstleistender Thätigkeiten allgemeinerer Art nicht entbehrt werden können, das Einkommen der Bewonner des Orts immer ein aus unmittelbarem und mittelbarem gemischtes seyn, und nur insofern einen Unterschied bemerken lassen, als das mittelbare Einkommen nur in dem zuletzt angeführten Falle einen bedeutenden Umfang hat, in den beiden andern aber gegen das unmittelbare, aus einer

rein wirthschaftlichen Thätigkeit hervorgehende, sehr in den Hintergrund tritt. Und nicht blos darin wird ein Unterschied bestehen, sondern auch in der Quelle, woraus das mittelbare Einkommen fliesst; denn sind die dienstleistenden Thätigkeiten allgemeine, die Zwecke des Staats vermittelnde, werden sie also aus dem Einkommen des Staats bezahlt, und wird dies aus der Besteuerung des Volks, wenigstens zum grössten Theile, gezogen, so strömt es ihnen aus dem ganzen Lande, und, wie wir annehmen dürfen, in Gelde zu. Es besteht mithin zwischen dem grossen Orte, so weit seine Bevölkerung aus Dienstleistenden der genannten Art zusammengesetzt ist, ein Austausch von Diensten gegen Geld, und veranlasst wieder einen Umsatz des Geldes gegen Güter, die entweder ihrer Materie und ihrer Form nach oder blos ihrer Materie nach von aussen bezogen werden. Das letztere wird immer in einem grossen Umfange angenommen werden müssen, wenn man auch nur bedenkt, dass es viele Güter gibt, die ihren Nutzen ganz oder zum Theil verlieren würden, wenn man sie einem Orte vollendet zuführen wollte. Ausser den Grenzen der Möglichkeit würde es aber nicht liegen, dass zwischen dem volkreichen Orte und dem eigenen Lande nebst dem Auslande, sofern es zur Befriedigung der Bedürfnisse jenes Orts beiträgt, nur ein Umsatz von Geld gegen Güter bestände, indem die wirthschaftliche Thätigkeit in demselben nicht über die Nachfrage in ihm selbst hinausginge. Aber die Erfahrung zeigt kein Beispiel dieser Art. Wo eine grosse Volksmenge aufgehäuft ist, wo desshalb die verschiedenartigsten Bedürfnisse zu befriedigen sind, da sammeln sich auch bald die zu ihrer Befriedigung erforderlichen Kräfte und stärken sich in dem Maasse, in welchem sie in Anwendung kommen. So erlangen sie oft in kurzer Zeit eine Ueberlegenheit über ähnliche Kräfte ausserhalb des volkreichen Orts und schaffen sich hier einen Markt, der sich immer weiter ausdehnt. Neben dem Verkehr, der uns einen Umsatz von Geld gegen Güter zeigt, sehen wir daher noch einen andern von Gütern gegen Güter, und zwar von Gütern in der Gestalt von verarbeiteten Stoffen gegen noch ganz rohe oder doch erst zur weitern Verarbeitung vorbereitete Stoffe. Allein dies letztere geschieht nur, wenn wir uns die Bewohner der Stadt als Handwerker, Fabrikanten, Künstler den ausserhalb

Lebenden gegenüber denken. Gesellen sich zu ihnen diejenigen, welche sich unabhängig von der Betriebsamkeit und dem Bedürfnisse der Stadt mit dem Handel beschäftigen, so tritt noch eine dritte Art des Verkehrs hinzu, welche uns einen beständigen Ab- und Zufluss von Waaren der verschiedensten Art vorführt, und das Geld als den Hebel dieses Umlaufs erkennen lässt.

Auf die wirthschaftlichen Verhältnisse der Umgegend einer grossen Stadt wirkt immer die Betriebsamkeit derselben, welche auf die Fabrikation im weitern Sinne gerichtet ist, am meisten ein. Sie setzt alle Zweige der Stoffgewinnung in lebhafte Thätigkeit und verbreitet um sich her so weit Wohlseyn, als dasselbe nicht wieder durch die Zunahme der Bevölkerung aufgehoben wird. Wenn daher nicht die Natur der Arbeit des Menschen zu grosse Schwierigkeiten entgegensetzt, erhält die Umgegend einer grossen Stadt immer ein blühendes Ansehen. Die Ausdehnung, welche der so für die aufgehäufte Bevölkerung in Anspruch genommene Raum bekommt, richtet sich aber immer nach dem bei jener concentrirten Bedürfnisse. Nehmen wir z. B. eine Stadt wie Paris, die in der neuesten Zeit eine Bevölkerung von ungefähr 1,100,000 Menschen enthält, so dürfen wir mit Rücksicht auf den Aufenthalt der vielen reichen und angesehenen Personen in der Hauptstadt des grossen Reichs, das Bedürfniss wohl nicht geringer anschlagen, als das der Bevölkerung des Grossherzogthums Baden, welche zur Befriedigung des ihrigen ein Territorium von 278 Quadratmeilen benutzt. Dürfte man diese Rechnung festhalten, so würde etwa der 35. Theil von ganz Frankreich für die Erhaltung der Hauptstadt thätig seyn. Aber wenn die Umgegend der grossen Stadt nicht von der Beschaffenheit ist, den Stoff für die Arbeit derselben vollständig liefern zu können, so muss dieser aus einer grössern Entfernung herbeigeschafft werden, und die aufgehäufte Bevölkerung wird dann auch für entlegene Gegenden zu einer Gelegenheit, ihre Thätigkeit zu entwickeln.

Dass aber die Betriebsamkeit der grossen Stadt belebender auf die Wirthschaft der Umgegend einwirke, als der von der Betriebsamkeit unabhängige Verkehr, ist leicht zu begreifen; denn dieser hat an den Mitteln, welche die Bevölkerung jener Stadt darauf zu verwenden vermag, seine Grenze, während die Betriebsamkeit eines Orts für das Bedürfniss einer weit grössern Be-

völkerung thätig seyn kann, als er einschliesst. So liefern z. B. die Brauereien Londons ausserordentlich viel mehr Bier, als die Einwohner dieser Riesenstadt consumiren. Der Handel kann mit dieser Belebung der wirthschaftlichen Kräfte, welche von der Betriebsamkeit ausgeht, wetteifern; aber in der Regel erstreckt er sich über so verschiedene Erzeugnisse, dass seine Einwirkung mehr eine zerstreute ist, viele, oft sehr entfernt von einander liegende Punkte trifft.

Darin wirken aber alle grosse Städte gleichartig, dass sie eine ihrer Bevölkerung entsprechende Consumtion im engern Sinne entwickeln. In dem Maasse als jene gross und wohlhabend ist, ist auch diese ausgedehnt. Nun umfasst sie zwar die allerverschiedensten Erzeugnisse, wie diess die Städte am deutlichsten darthun, welche eine Abgabe von den eingeführten Consumtionsgegenständen erheben; aber das Hauptobject machen doch diejenigen Artikel, welche die grosse Masse des Volks vorzugsweise consumirt, wie Getreide oder Mehl, Fleisch, Milch, Butter, Gemüse, Salz u. s. w., und da diese zum Theil nicht ohne Nachtheil aus weiter Ferne herbeigeschafft werden können, so ist die Nachfrage nach ihnen ein Aufmunterungsmittel, sie in der Umgegend der zusammengedrängten Bevölkerung zu gewinnen.

Jemehr jedoch die Volksmenge auf einem Punkte anwächst, desto schwieriger ist es, ihr aus der nächsten Nähe ihre Bedürfnisse zuzuführen. Werden sie aber aus grösserer Entfernung geholt, so steigt ihr Preis. Es ist daher natürlich, dass die Preise der Lebensbedürfnisse in grossen Städten höher stehen, als in kleinen und auf dem Lande, und wenn sie nicht eine ganz unverhältnissmässige Höhe erreichen, so ist der Grund nur darin zu suchen, dass entweder die Natur für Strassen gesorgt hat, auf welchen man zu jenen Mittelpunkten des gesellschaftlichen Lebens kommen kann, oder dass man durch Kunst ersetzt hat, was die Natur nicht leistete. So liegt London an der Themse und steht ausserdem nach allen Seiten durch Kunststrassen und Eisenbahnen mit dem Lande in Verbindung; und wie mit London verhält es sich mit den meisten Mittelpunkten des Verkehrs.

Aber, wie die grossen Städte beleben, so tödten sie auch. Welcher Ursach sie auch ihre Entstehung verdanken, immer werden sie mit der Zeit die Haupttriebräder des Handels und

Verkehrs. St. Petersburg liegt in einer der traurigsten Gegenden, so dass es seine nothwendigen Bedürfnisse aus weiter Ferne beziehen muss, aber dennoch ist es ein wichtiger Handelsplatz und ein Hauptpunkt der russischen Industrie. Aehnlich verhält es sich mit Berlin. Die Thätigkeit weckt die Thätigkeit und zieht die nöthigen Kapitale herbei, und die durch Kapitale unterstützte Thätigkeit nimmt einen immer grösseren Aufschwung. Auf dem Lande, in kleinen Städten würden die Unternehmer zwar einen geringern Arbeitslohn zu bezahlen haben, aber, wenn ihnen ausserdem kein günstiger Umstand zu Hülfe käme, würden sie mit den volkreichen Oertern nicht wetteifern können, wo Kenntnisse, Talente, Geschicklichkeiten, Fleiss und Kapitale einander wechselsweise unterstützen, und eine Unternehmung in die andere, sie befördernd, eingreift. Die Folge davon ist, dass die grossen Städte in ihrer Umgegend, und oft weit für diejenigen Gewerbe, die nicht von der Localität besonders begünstigt werden oder in einem eigenthümlichen Umstande einen solchen Vortheil finden, dass dagegen die den grossen Städten vorzugsweise natürlichen Vortheile nicht aufkommen können, nicht gedeihen lassen. Dahin rechnen wir die Fabrikunternehmungen und den Grosshandel. Für die wirthschaftlichen Verhältnisse eines Landes ist das vorherrschende Gedeihen der Fabrikation an einem oder einigen Punkten nicht blos desshalb wichtig, weil dadurch der Verkehr jenes oder jener Punkte mit dem übrigen Lande eine bestimmte Gestalt annimmt, sondern auch desshalb, weil von solchen Punkten aus sich nicht blos der ihnen eigene weit hin verbreitet, sondern auch der Gebrauch einer Menge von Gegenständen, die mit dem Leben oder der Thätigkeit der Menschen zusammenhängt, eine gewisse Gleichförmigkeit uuter dem Volke annimmt. Dieser zuletzt erwähnte Einfluss wird selbst dann nicht ganz wegfallen, wenn ausser der prädominirenden Stadt auch andere manche in jener angesiedelte Gewerbe betreiben, weil man geneigt ist, derselben einen höheren Grad von Geschicklichkeit und einen feineren Geschmack beizulegen, und die Gewerbetreibenden in ihr gern ihre Schule machen. Nirgends ist dies vielleicht auffallender, als in Frankreich, wo Paris besonders in Rücksicht der Waaren dominirt, die mehr als andere der Mode unterworfen sind. Selbst der Umstand dürfte hier nicht ausser Acht gelassen werden, dass

aus der vorherrschenden Stadt fortwährend eine Menge Gegenstände, die in ihr nicht mehr den Anforderungen der Mode entsprechen, nach den Provinzen wandern, wo sie noch längere Zeit die Bedürfnisse befriedigen. Von Petersburg behauptet dies Storch. Es gesellen sich dazu aber noch die vielen Beziehungen, welche zwischen einer volkreichen und betriebsamen Stadt und dem übrigen Lande bestehen. Wie viele haben nicht in ihr nahe Freunde und Verwandte, wie viele sind nicht in dem Falle, in ihr Geschäfte abmachen zu müssen! Dieser hat einen Sohn in ihr auf der Schule oder als Handlungsdiener u. s. w., jener hat daselbst seinen Rathgeber in Rechtsstreitigkeiten; dieser bedient sich eines berühmten Arztes aus der grossen Stadt, jener hat eine Erbschaft daselbst zu erheben, und wie mannigfach sonst noch die Gründe seyn können, die den einen oder den andern mit ihr in Berührung bringen.

Dringen wir nun mehr in das Innere der wirthschaftlichen Lage der Bewohner einer solchen Stadt ein, so wird sich uns zwar dasselbe zeigen, was wir auch sonst im Lande bemerken; eine grosse Verschiedenheit des materiellen Wohlseyns, Reichthum und Armuth, und dazwischen eine grosse Zahl von Uebergangsstufen; aber dennoch werden wir uns leicht überzeugen, dass diese Verschiedenheit in der volkreichen Stadt eine ganz andere Bedeutung hat, als die ist, welche man ihr ausserdem beilegen kann. In ihr tritt der Gegensatz von Reichthum und Armuth weit schroffer hervor, theils weil der Unterschied zwischen beiden grösser ist, theils weil die Reichen und Armen weit stärkere und geschlossenere Massen bilden, als wir in den kleinen Städten und auf dem Lande gewahr werden. Die Ursache, welche der grossen Anhäufung der Bevölkerung an einem Orte zu Grunde liegt, bringt zwar in dieser Erscheinung Modificationen hervor, aber sie hebt dieselbe keineswegs auf. Gesetzt auch, dass eine Stadt vornehmlich durch die öffentlichen Behörden und Anstalten, deren Sitz sie ist, volkreich geworden; immer wird es ihr nicht an einer grossen Anzahl von Handwerkern, Kaufleuten und andern Gewerbetreibenden fehlen. Zu den vielen für häusliche Zwecke bestimmten dienenden Personen kommen dann auch die Handwerksgehülfen, die Lohnarbeiter und Tagelöhner und alle diejenigen, welche ihre Dienste für einzelne vorübergehende Bedürf-

nisse darbieten, um eine grosse Menge von Leuten zu schaffen, die nur so lange, als sie beschäftigt sind, ein leidliches Auskommen haben, und sogleich der Klasse der Armen anheimfallen, sobald man ihrer Arbeit oder Dienste nicht bedarf. Dagegen kann es nicht fehlen, dass sich unter den hohen Beamten, den Aerzten, den Advocaten, so wie unter den Gewerbetreibenden manche reiche und sehr reiche Personen befinden, und dass sich zu diesen noch viele gesellen, welche die grosse Stadt wegen der Annehmlichkeiten, die sie darbietet, aufsuchen und ihr grosses Einkommen in ihr verzehren. Indess ist es nicht zweifelhaft, dass der Gegensatz von Reichthum und Armuth noch mehr hervortritt, wenn der grosse Ort sich zugleich durch seinen bedeutenden Handel, oder durch seine Industrie, oder durch beide auszeichnet. Sollte man nun auch geneigt seyn, anzunehmen, dass sich die grosse Masse der wenig Bemittelten und Dürftigen an einem solchen Orte im Verhältniss zu den Wohlhabenden und Reichen, nicht höher belaufen werde, als da, wo man beide Klassen des Volks über einen grossen Raum zerstreut sieht; so würde man doch genöthigt seyn, zuzugeben, dass die Wirkung eines Gegensatzes von Reichthum und Armuth da eine ganz andere seyn müsse, wo sich beide Erscheinungen in einer grossen Anzahl von Personen auf einem beschränkten Raume verwirklicht finden, als da, wo immer einzelnen Reichen ein Haufe von Armen oder Unbemittelten gegenübersteht. Aber jene Annahme ist aus verschiedenen Gründen nicht richtig. Zuerst wird niemand in Abrede stellen, dass ein grosser und reicher Ort, und ein Ort von einer sehr bedeutenden Bevölkerung wird nie ohne einen gewissen Reichthum bestehen — für viele Menschen anlockend ist. Sie schmeicheln sich, darin weit leichter eine Gelegenheit zu einer fortgesetzten Beschäftigung oder zu einem leichten, wenn auch vorübergehenden Gewinn zu finden. Man könnte zwar einwenden, dass zu einer solchen Annahme gar kein vernünftiger Grund vorhanden sei; aber dem widerspricht schon die Erfahrung. Nicht nur hört man in allen grossen Städten die Klagen über die Menge der darin vorhandenen unbeschäftigten Personen wiederholen, sondern es kommen auch häufig Fälle vor, dass die Polizei hunderte von Leuten aus ihnen entfernt, weil sie sich dienstlos in ihnen umhertreiben. Lassen wir aber die Bestätigung unserer

Behauptung durch die Erfahrung ganz fallen, so fragt es sich, ob wir überhaupt berechtigt sind, anzunehmen, dass sich die grosse Menge der Menschen bei ihren Handlungen durch eine verständige, vorurtheilsfreie Ueberlegung leiten lässt. Offenbar nicht! Sie folgt weit mehr dem Scheine, als der Wahrheit, und rechnet da mit Sicherheit auf Erfolge, wo sie diese wünscht. In dem vorliegenden Falle werden sich die meisten, welche sich in eine grosse Stadt zu begeben beabsichtigen, an die Beispiele von glücklichen Erfolgen halten, welchen andere hatten, die vor ihnen denselben Schritt thaten, und wenn man sie dagegen auf solche aufmerksam macht, die an eben dem Orte in das grösste Elend geriethen, so werden sie die Ursache nicht in den Umständen, sondern in dem Ungeschick derer suchen, die ein solches Schicksal erfuhren, und werden sich selbst Klugheit und Gewandtheit genug zutrauen, um nicht in die Fehler zu verfallen, die sie jenen andichten. Nun ist zwar anzunehmen, dass von denen, welche sich in der grossen Stadt nicht behaupten können, manche wieder auswandern; allein andere bleiben zurück, entweder weil sie eine Familie haben, die sie zurückhält, oder weil sie eine Unterstützung geniessen, die sie anderswo nicht zu erwarten haben, oder weil sie voraussehen, dass eine andere Gemeinde sie nicht aufnehmen wird. — Wo die Polizei oder die städtische Behörde das Recht hat, diejenigen zu entfernen, welche vor Ablauf einer gewissen Zeit, z. B. dreier Jahre, der Armenpflege zur Last fallen, da wird allerdings der Anhäufung der Armen einigermassen gewehrt, aber sehr viele wissen sich, da sie ein solches Geschick befürchten, wenn auch kümmerlich, so lange hinzuschleppen, bis sie ein Recht erlangt haben, von der Stadt unterstützt zu werden, und ist diese reich und sind die Armenunterstützungen ansehnlich, so wird es auch nicht an solchen fehlen, welche von vorn herein darauf speculiren, sich eine Stelle in der Armenliste der Stadt zu erwerben. Man wird daher offenbar annehmen dürfen, dass schon durch Einwanderungen grosse Städte mit einer Menge Armer belastet werden, und dass dieses Uebel um so drückender für sie wird, je wenigeren Beschränkungen das Uebersiedeln von einem Orte in einen andern in einem Lande unterworfen ist. Im Preussischen Staate, wo Jemand nur nachzuweisen nöthig hat, dass es ihm nicht an

gesunden Gliedern fehlt, um sich irgendwo niederlassen zu dürfen, und wo er nach einem Aufenthalte von drei Jahren das Armenrecht in Anspruch nehmen darf, geniesst das platte Land einen grossen Vorzug vor den Städten, weil es dort für die Unbemittelten weit schwieriger ist, ein Unterkommen zu finden, oder sich so lange durchzuhelfen, bis man auf Unterstützung von Seiten der Gemeinde Anspruch erlangt hat. — Hierzu kommt, und dieser zweite Grund dürfte von keiner geringern Bedeutung seyn, als der erste, dass in Oertern, wie wir sie hier vor Augen haben, die Anreizungen zu einem üppigen, verschwenderischen, häufig nicht blos das Vermögen, sondern auch die Gesundheit zerstörenden Leben weit stärker sind, als in kleinen Städten und auf dem Lande, und dass viele dadurch über kurz oder lang in Armuth und Elend gerathen. Wollten wir hier ins Einzelne eingehen, so würden wir ein Bild voller Leben aufstellen können; aber zu welchem Zwecke könnte dies geschehen? Die Sache ist so häufig besprochen, ist jedem so bekannt, dem eine grosse Stadt mit ihrem bunten Treiben einmal vor den Blicken vorübergegangen ist, dass es vollkommen genügt, darauf hingedeutet zu haben. — Andere als die hier angeführten Gründe machen sich unter den Modificationen geltend, in welchen die grossen Städte erscheinen; aber auch dann, wenn wir auf sie nicht Rücksicht nehmen, wird die Richtigkeit der Behauptung, dass sich in den grossen Städten eine grössere Zahl von Armen anhäuft, als es ausserhalb derselben der Fall ist, nicht in Zweifel gezogen werden.

Blicken wir auf den Unterschied der Städte, so dürften diejenigen, welche ihr erstes Anwachsen blos den politischen Einrichtungen des Staats verdanken, nicht in Betrachtung kommen, wenn sie sich nicht mit der Zeit in Handelsplätze oder Mittelpunkte für die Industrie verwandelt hätten, weil sie nur durch eine solche Verwandlung eine sehr bedeutende Volksmenge an sich ziehen. Madrid und München sind z. B. keine grossen Städte in unserem Sinne. Sie sind lange die politischen Mittelpunkte der Staaten, welchen sie angehören; aber was auch für sie geschieht, immer bleiben sie auf einer gewissen Stufe der Mittelmässigkeit, weil ihnen die grossen Hebel einer mächtigen Bevölkerung fehlen. Dagegen wird immer der Sitz der Regierung an einem Orte, der

sich für den Handel und die Betriebsamkeit eignet, von grosser Wichtigkeit seyn, indem er durch die Menge von hohen Beamten, die er versammelt, und die vielen reichen, von ihren Renten lebenden Personen, die er herbeizieht, vielen Menschen Gelegenheit zur Entwickelung wirthschaftlicher Thätigkeiten giebt. Unterscheidet man aber vorzugsweise grosse Handelsstädte von Städten, welche die Industrie in einem bedeutenden Umfange entwickeln, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, dass die letztern im Allgemeinen eine grössere, in Dürftigkeit und Armuth lebende Volksclasse aufzuweisen haben werden, als die erstern.

Wir könnten uns, um diese Behauptung zu beweisen, auf die Erfahrung berufen; aber wir ziehen es vor, Gründe beizubringen, welche wir der Natur des Gegenstandes entnehmen. Zuvörderst ist so viel gewiss, dass ein Kaufmann bei weitem nicht so viele Personen, auch wenn wir diejenigen nicht unbeachtet lassen, welche er zur Fortschaffung der Waaren nöthig hat, beschäftigt, als ein Gewerbsmann. Um einen Werth von einer Million Gulden in Stoffen in Fabrikate zu verwandeln, sind selbst da, wo die Arbeit von Maschinen bedeutend unterstützt wird, weit mehr Arbeitskräfte erforderlich, als um einen gleichen Werth in Waaren umzusetzen. Den Fabrikunternehmern stehen daher weit mehr Arbeiter, d. h. dürftige oder unbemittelte Personen, gegenüber, als den Handelsleuten. — Wir machen aber noch auf einen andern sehr wichtigen Umstand aufmerksam, nämlich auf die Gelegenheit, welche Kinder in den Fabrikorten finden, beschäftigt zu werden. Dadurch wird die Existenz der Arbeiterfamilien, wie es scheint, erleichtert, aber in Wahrheit die Zahl der Arbeiterfamilien vermehrt. Denn gesetzt es verdiente der Mann täglich 36 kr. und die Frau 24 kr., wenn beide sich auf andere Weise als durch Fabrikarbeit, ernährten, aber gleichviel, wenn sie eben diese Arbeit wählten, und eins ihrer Kinder verdiente noch 20 kr., so würde das Angebot von Fabrikarbeit so lange wachsen, bis die zuletzt genannten 3 Personen nicht mehr oder wenig mehr erwürben, als die beiden ersten; woraus natürlich folgt, dass die Fabrikbevölkerung stärker zunehmen würde, als die auf andere Weise beschäftigte. — Drittens darf man auch nicht unbeachtet lassen, dass die Fabrikation eines Orts weit grösseren Schwankungen unterworfen ist, als der Handel; denn jene ist immer auf

gewisse Gegenstände berechnet, dieser aber im Allgemeinen selten. Ein Ort, welcher Seidenwaaren fabrizirt, kann sich nicht plötzlich auf die Fabrikation von Linnenwaaren werfen u. s. w.; aber der Handel erstreckt sich schon gewöhnlich auf eine Menge von Gegenständen, und findet nicht leicht ein Hinderniss, an die Stelle der einen Waare eine andere zu setzen, wenn jene nicht mehr begehrt wird. Handelsplätze, wie Bordeaux und Danzig, welche vornehmlich in gewissen Landesprodukten Geschäfte machen, sind daher weit schlimmer daran, wie andere, z. B. Marseille und Magdeburg, bei welchen dies nicht der Fall ist. Hieraus folgt, dass der plötzliche Aufschwung der Fabrication eines Ortes eine Menge von Arbeitern herbeizieht, die ihm zur Last fallen, wenn eine Abnahme der Nachfrage nach den Fabrikaten eintritt, die er liefert; weil, wie wir schon oben gesehen haben, ein Abfluss der armen Familien aus einem Orte grosse Schwierigkeiten findet. Es ist aber der Wechsel in der Beschäftigung der Fabrikarbeiter ein um so nachtheiligerer Umstand, als er sie zu keinem festen Haushalte kommen lässt und deshalb an eine gewisse Unordnung gewöhnt und sie leichtsinnig macht. Denn da ihr Erwerb gewöhnlich gering ist, so nöthigt sie auch ein nicht lange anhaltender Mangel an Beschäftigung, ihre geringen Habseligkeiten mit Verlust zu verkaufen, so dass sie, wenn wieder bessere Zeiten eintreten, nicht daran denken dürfen, Ersparnisse zu machen, sondern höchstens darauf ausgehen werden, die veräusserten Besitzthümer durch andere gleiche zu ersetzen. Kommen aber solche Wechsel öfter vor, so suchen sie ihre Befriedigung mehr in einem flüchtigen Genusse, als in dem Erwerbe von Gütern, auf deren Besitz sie nicht lange rechnen zu dürfen sich einbilden.

Zu denen, die aus Mangel an Erwerb arm werden, kommen aber in grossen Städten noch eine Menge von Personen, die der Unterstützung bedürfen, weil sie zur Arbeit unfähig sind, oder auf Unterstützung hoffen, weil sie das Elend des Müssigganges dem Erwerbe auf Kosten der Anstrengung ihrer Kräfte vorziehen. Die zweite, hier erwähnte Klasse von Dürftigen giebt es zwar auch in kleinen Städten und auf dem Lande, allein ihre Zahl ist verhältnissmässig weniger gross, weil die grossen Städte weit mehr zu Ausschweifungen aller Art, in deren Gefolge Krankheit und Schwäche sind, Veranlassung geben, und zugleich in ihnen

weit mehr Gewerbe getrieben werden, welche die Gesundheit zerstören oder Verstümmelungen herbeiführen. Dass die dritte Klasse in den grossen Städten weit bedeutender sey, als anderswo, wird sich vornehmlich aus unserer Betrachtung über die sittlichen Wirkungen, welche dieselben auf das Volk haben, ergeben.

Wie die grossen Städte als mächtige Hebel der Betriebsamkeit eines Landes anzusehen sind, wie sich in ihnen die glänzendsten Talente, die grössten Anstrengungen, die mächtigsten Kapitale vereinigen, um die wunderbarsten Erfolge hervorzubringen, so zeigen sie sich doch auch zugleich als die Schauplätze der grössten Dürftigkeit und eines oft Schauder erregenden Elends. Neben dem Palast sehen wir die Hütte, neben dem Millionär den Bettler, neben den üppigsten Genüssen die äussersten Entbehrungen!

Wir wenden uns jetzt zu dem zweiten Punkte unserer Betrachtung, indem wir die Frage zu beantworten suchen,

> welche sittliche Folgen die grosse Anhäufung der Menschen an einzelnen Punkten für sie selbst und für das Volk hat, dem sie angehören.

Wer jemals Gelegenheit gehabt hat, das Leben der Menschen in einer grossen Stadt kennen zu lernen, wird die Unsittlichkeit nicht unbemerkt gelassen haben, die sie in sich birgt. Er wird von ihrer Grösse und von ihrer Mannigfaltigkeit überrascht worden seyn. Hat er aber nicht Gelegenheit dazu gehabt, so werden ihn die vielen Reisebeschreibungen oder auch andere Schriften, welche diesen Gegenstand im Ganzen oder in seinen einzelnen Erscheinungen, mit Bezug auf diesen oder jenen grossen Ort, behandeln, darüber aufklären. Aber auch hier wird man wieder fragen dürfen: ist denn das Uebel wirklich unverhältnissmässig gross in den volkreichen Städten? Erscheint es nicht nur so, weil man es auf einem bestimmten Raume beisammen hat? Sind die 1,875000 Menschen in London wirklich reicher an Unsittlichkeit, als andere 1,875,000 Menschen, welche über England in kleinen Städten und Dörfern zerstreut wohnen? Und wenn es wirklich der Fall seyn sollte, wird nicht die grössere Unsittlichkeit des einen Theils der Bewohner einer grossen Stadt durch die Sittlichkeit des andern Theils wieder aufgewogen? Wir wollen versuchen, darauf zu antworten, nur gehen wir von dem Satze

aus, dass jeder für sittlich gilt, der sich nicht als unsittlich gezeigt hat, dass also, um jemand für sittlich zu halten, nicht erforderlich sei, dass er sich gegen die Versuchung zur Unsittlichkeit bewährt habe; denn würde uns dieser Satz nicht zugegeben, so würde eine Vergleichung, wie wir sie hier anstellen müssen, unmöglich seyn. Wenn wir also zeigen sollten, dass die Unsittlichkeit in den grossen, volkreichen Städten verhältnissmässig grösser sey, als ausserhalb derselben, so wird daraus nicht folgen, dass die Menschen in den grossen Städten an und für sich, d. h. ihrer Natur nach mehr Hinneigung zur Unsittlichkeit hätten, als die auf dem Lande oder in kleineren Städten lebenden, sondern nur, dass es in den Verhältnissen der Anhäufung einer bedeutenden Volksmenge an einem Punkte liege, die unsittlichen Neigungen und Leidenschaften zu wecken und zu fördern. In der That aber glauben wir, dass die grossen Städte als die vorzüglichsten Erzeugerinnen und Pflegerinnen der Unsittlichkeit betrachtet werden müssen. Die allgemeine Meinung wird ziemlich damit übereinstimmen; allein dies entbindet uns nicht von der Entwickelung der Gründe für jene Annahme und der Feststellung des Verhältnisses, in welchem Sittlichkeit und Unsittlichkeit zu einander in den grossen Städten stehen, und zwar um so weniger, als man vornehmlich nur auf die Schattenseite des Lebens in solchen Oertern Rücksicht zu nehmen pflegt.

Wir sehen als die Hauptursache der unverhältnissmässig grossen Unsittlichkeit in den grossen Städten nicht sowohl den Reichthum und die Armuth an sich, als vielmehr beide in ihrem Nebeneinanderseyn und in ihrer wechselsweisen Beziehung auf einander an. Von jeher sind immer viele Menschen und unter ihnen nicht wenige verständige und selbst tiefsinnige Denker geneigt gewesen, den Reichthum als eine Klippe für die Sittlichkeit zu betrachten, aber diese Ansicht dürfte eben so wenig richtig seyn, als diejenige, welche in der Armuth einen Schutz gegen die Unsittlichkeit erblickt. Der Reichthum ist ein Werkzeug, welches eben so gut zu sittlichen als unsittlichen Zwecken benutzt werden kann, und nur für denjenigen gefährlich wird, welcher nicht den Willen besitzt, es zu den ersten zu gebrauchen. Dagegen liegt in der Armuth blos der Mangel an Mitteln für Zwecke überhaupt, also sowohl für sittliche, als unsittliche, aber nicht ein Grund sittlicher

Gefühle und Gedanken, oder die Unmöglichkeit, unsittliche Handlungen zu begehen, weil dem Armen nur das fehlt, womit er seine Kräfte unterstützt, diese Kräfte aber auch ohne solchen Beistand, wenn gleich in beschränkterem Maasse, in Bewegung gesetzt werden können. Betrachten wir nun aber Reichthum und Armuth einander gegenüber und in beständiger Berührung mit einander, so treten sowohl für den Armen, wie für den Reichen, manche Gefahren ein, die einander indess nicht das Gleichgewicht halten.

Der Reiche findet zwar in der Armuth vieler, von denen er sich umgeben sieht, eine Sphäre des Wohlthuns und überhaupt der sittlichen Verwendung der Güter, mit denen er gesegnet ist; aber zugleich fordern ihn so manche und eifrige Bestrebungen der Armen auf, den Weg der Sittlichkeit zu verlassen. In seiner Unsittlichkeit bietet sich ihnen eine reiche Quelle der Bereicherung dar. Schon der Diener des Reichen sucht das Herz desselben zu vergiften, indem er ihm schmeichelt, indem er sich ihm zu allerlei Diensten anbietet, die sich mit der strengen Sittlichkeit nicht vertragen; aber er macht sich ihm auf diese Weise wichtig, ja unentbehrlich, und weiss, dass seine Vortheile in dem Maasse steigen, in welchem ihm dies gelingt. Wir wollen nicht leugnen, dass es auch Diener giebt, welche ihrem Herrn nur gute Rathgeber und Gehülfen sind, welche lieber ihren Dienst aufgeben, als sich zu unsittlichen Handlungen hergeben würden; aber wenn man bedenkt, aus welcher Klasse der Gesellschaft die dienenden Personen hervorgehen, so wird man gern einräumen, dass eine solche sittliche Tüchtigkeit derselben überhaupt, und vornehmlich in grossen Städten, zu den Ausnahmen gehört. Erhellet dies nicht schon aus dem Umstande, dass man in Städten dieser Art die Herrschaften bemüht sieht, sich ihre Dienerschaft von aussenher zu verschaffen, zwar nicht, um nicht von ihnen zur Unsittlichkeit verführt, aber doch von ihnen redlich bedient zu werden. Ausserdem aber stürmt die ganze Gesellschaft auf die Sittlichkeit der Reichen in den grossen Städten ein. Abgesehen von den vielen, immer wechselnden Vergnügungen, die sich ihnen darbieten, und wodurch sie in eine Art von Sinnenrausch versetzt werden, sucht sie der eine zur Verschwendung im Interesse der Mode, ein anderer zu den Freuden der Tafel,

ein dritter zum Spiel, ein vierter zur Sinnenlust zu verführen kurz Alle, welche nichts besitzen, oder auf Gewinn ausgehen speculiren auf den Reichthum Anderer, indem sie ihre Begierden zu wecken oder zu stacheln bemüht sind. Indess bewirkt der besondere Charakter der grossen Stadt einen bedeutenden Unterschied in diesen Erscheinungen. Befragen wir die Erfahrung, so finden wir die grösste Unsittlichkeit der Reichen in den grossen Städten, deren Reichthum nicht blos auf Handel und Gewerben beruht, sondern zugleich auf grossen Besitzthümern, wo eine glänzende Hofhaltung eine Menge von Personen herbeiführt, denen es darum zu thun ist, ihr Einkommen zu verwenden, um sich ein angenehmes Leben zu verschaffen. Wem bietet hier nicht die Geschichte eine Menge von Beispielen zum Belege des Gesagten dar. Fast jede grosse Hauptstadt hat ihre Zeiten einer unsittlichen und lasterhaften Ueppigkeit gehabt. Aber man wird sich nicht darüber wundern. Ein Stand, der seinen Reichthum durch Thätigkeit erworben hat und diese Thätigkeit noch fortsetzt; der sich bewusst ist, dass er nicht ohne eine gewisse Sorge und Anstrengung erhalten werden kann, wird sich nicht leicht einem verschwenderischen und üppigen Leben ganz überlassen. Es giebt sogar manche grosse Handels- und Fabrikstädte, worin selbst unter den reichsten Personen Sparsamkeit Sitte ist. Versammelt man dagegen eine Menge von solchen Personen, die ohne einen bestimmten Beruf, ohne eine gewerbliche Thätigkeit über grosse Mittel zu verfügen haben; so wird man es nicht auffallend finden, dass die meisten von ihnen den Lebensgenuss zu ihrer Aufgabe machen, und dass sie ihren Scharfsinn aufbieten, um ihre abgestumpften Sinne und Gefühle durch neue Gegenstände zu reizen.

Betrachten wir, den Reichen gegenüber, die andern Classen der Gesellschaft, so wird zunächst der Einfluss ihres Beispiels natürlich erscheinen. Es gehört entweder eine gewisse Willenskraft oder eine eigenthümliche Lage im Leben dazu, diejenigen nicht zum Vorbilde zu nehmen, die eine höhere Stellung in der Gesellschaft behaupten. Für die Menge nehmen aber die Reichen immer eine solche Stellung ein, weil entweder, wie in Handels- und Gewerbsstädten, der Reichthum an sich, oder, wie in Hauptstädten, der Rang, der gewöhnlich mit einem bedeutenden Ein-

kommen verbunden ist, die Abstufung in der gesellschaftlichen Ordnung bestimmt. Dieser Einfluss des Reichthums würde schon erheblich genug sein, um ein Gewicht darauf zu legen, aber wir verweilen nur bei ihm, um die Schranken etwas näher zu bezeichnen, welche er in den Mittelklassen findet, da er selbst nichts besonders Bemerkenswerthes darbietet. Wir sagten schon vorher, dass er eine Grenze an der Willenskraft oder an der eigenthümlichen Lage jemandes in der Gesellschaft hat. Der erste Grund des Widerstands gegen ihn würde jedoch wenig erheblich sein, wenn nur bei einzelnen wenigen die Willenskraft gesucht werden müsste, welche der Unsittlichkeit eine Schranke setzen soll. Allein häufig dürfen wir sie bei einer ganzen Classe der Bewohner einer grossen Stadt in ziemlicher Verbreitung annehmen, nämlich bei derjenigen, welche man die Mittelclasse zu nennen pflegt, weil sie von einem Einkommen lebt, welches sie verhindert, an den Genüssen der Reichen Theil zu nehmen, sie aber vor den Sorgen der niedern Volksclasse schützt. Sie ist vorzugsweise darauf angewiesen, sich durch ihre Tüchtigkeit zu behaupten, und enthält einen grossen Theil des Beamten- und geistlichen Standes, den Lehrstand, die Gelehrten, Künstler, Aerzte und andere, so wie die Kaufleute und Gewerbetreibende, welche ihren Unternehmungen keine grosse Ausdehnung zu geben im Stande sind. In dieser Classe ist die meiste Bildung der Gesellschaft enthalten, und diese unterstützt den mässigen und verständigen Gebrauch des Einkommens, zu welchem schon seine geringe Grösse auffordert. Noch bedeutender wird indess die nützliche Wirkung, welche diese Classe äussert, wenn die zu ihr Gehörenden, sei es auch nur zum Theil, eine Genossenschaft bilden, welche eine Ehre darin setzt, sich abgesondert und bei den alten, einfacheren Sitten und Gewohnheiten zu behaupten, wie dies da der Fall war, wo die Zünfte und Innungen bestanden, und noch ist, wo man diese Bildungen des Mittelalters nicht zerstört hat.

Ganz anders stellt sich uns die niedere Volksclasse dar, theils weil Sorge und Noth sie bedrängen, theils weil sie bisweilen wohl das Gelüst empfindet, sich die Genüsse der Reichen zu verschaffen, ohne ihre Mittel zu besitzen, theils weil es ihr an derjenigen sittlichen Bildung fehlt, die den Menschen in den Stand setzt, seine Begierden und Leidenschaften zu beherrschen. Wo die Lage der

kleinen Handwerker, der Gehülfen, der Tagelöhner, und derer, die ihnen gleich oder nahe stehen, erfreulich ist; wo sie im Stande sind, eine kleine Familie zu ernähren, und nicht fürchten dürfen, sogleich mit Elend kämpfen zu müssen, wenn auf kurze Zeit der Erwerb wegfällt, wird auch der sittliche Zustand dieser Classe des Volks zu keinen grossen Klagen Veranlassung geben; aber anders verhält es sich dann, wenn die Umstände sich in der Weise verschlechtern, wie wir früher gezeigt haben. Dann zeigen sich bei vielen Einzelnen verderbliche Folgen der Noth, und zwar vornehmlich eine mehr oder minder unbeschränkte Hingabe an die Wünsche der bemittelten Classen, oder jener knechtische Sinn, welcher seine Rechtlichkeit, seine Tugend verkauft, um nur existiren, oder sich einen ihm sonst unzugänglichen Genuss verschaffen zu können, oder das die Hülfe Anderer Ansprechen, das Betteln um eine Gabe der Milde. Wir dürfen es noch immer als ein günstiges Zeugniss für die Sittlichkeit des deutschen Volks betrachten, dass es noch unter denen, welche mit Noth zu kämpfen haben, viele giebt, denen man jenen verworfenen knechtischen Sinn nicht Schuld geben kann. Indess fehlt er nicht, und in den grossen Städten kommt er häufig genug vor. Aehnliches gilt von der Bettelei, welche hauptsächlich ein Erwerbszweig der Frauen und Kinder ist. Warum aber beide Erscheinungen da, wo eine grosse Volksmenge zusammengedrängt ist, und Reiche und Arme neben einander wohnen, gewöhnlicher, ja, wir dürfen wohl sagen, weit gewöhnlicher sind, als in schwach bevölkerten Oertern, bedarf wohl keines Beweises. Wir halten aber jene Dienstbeflissenheit um des Lohns willen, so wie die Neigung, sich durch Betteln zu ernähren für zwei grosse sittliche Uebel, für Gifte, welche die bessere Gesinnung der Menschen zerstören. Sie rauben ihm die Achtung vor sich selbst; sie gewöhnen ihn an ein unordentliches Leben und entfremden ihn einer ernsten, anstrengenden Thätigkeit; denn da sein Erwerb von dem günstigen Zufalle abhängt, so lässt er keine feste Anordnung der Bedürfnisse und ihrer Befriedigung zu, sondern fordert dazu auf, ihn auf ähnliche Weise, wie er erlangt worden, zu verwenden.

Eine bedeutende Nahrung finden diese Uebel in der traurigen Beschaffenheit, welche die Ehe häufig unter denen hat, welche der niedern Volksclasse angehören. Es ist überflüssig, die Wahrheit

der Behauptung zu beweisen, dass eine grosse Menge von Leuten dieser Art, eine Ehe eingeht, ohne auch nur so viel zu besitzen, um die Gebühren für die Trauung bezahlen zu können. Mit Sorgen und Noth beginnen solche Personen eine gemeinsame Existenz und sehen einem noch traurigeren Geschicke entgegen, wenn sie Kinder zu ernähren bekommen. Sie werden missmuthig, und, statt einander ihre Last tragen zu helfen, betrachtet immer der eine Theil den andern als die Ursache seines Missgeschicks. Wo Friede und Eintracht herrschen sollten, herrschen Streit und Zwiespalt, und bei diesen Penaten wachsen die Kinder auf. Kann ein Hausstand dieser Art eine Schule der Sittlichkeit sein! Verwildert tritt ein nicht geringer Theil des neuen Geschlechts, welches unter einer solchen Constellation geboren worden, seine Laufbahn an, und wenn nicht auf andere Weise die niedere Volksclasse wieder aufgerichtet werden könnte, würde sie einem gänzlichen sittlichen Verfalle entgegengehen. Aber das, was diesen verhindert, sind positive Einrichtungen, die nicht nothwendig in den Kreis unserer Betrachtungen gehören.

Wir können diesen Punkt unmöglich verlassen, ohne auf einen Umstand aufmerksam zu machen, den man noch nicht recht gewürdigt hat, und dessen grosse Wichtigkeit nicht zu verkennen ist. Es ist in der neuesten Zeit häufig und mit Recht auf die grossen Uebel, welche aus einer Uebervölkerung entspringen, hingewiesen worden, und wenn man auch bisweilen die Gefahr übertrieben hat, welche von diesem Zustande her Europa droht, so wird man sie doch nicht ganz ableugnen dürfen. Sollte nicht überall da eine Uebervölkerung anzunehmen sein, wo viele, denen es weder an Kräften, noch an dem Willen fehlt, einen nützlichen Gebrauch davon zu machen, entweder gar keine Gelegenheit zur Beschäftigung finden, oder doch nicht eine solche, welche ihnen einen Erwerb, von welchem sie, in Vereinigung mit dem Erwerbe einer Frau im Stande sein würden, eine kleine Familie ohne grosse Noth zu ernähren? Man sage nicht: wenn dies oder jenes der Fall wäre, würde sich schon eine solche Gelegenheit eröffnen. Wir glauben das auch; aber was folgt daraus? Offenbar nur, dass die Uebervölkerung noch keine absolute, sondern eine relative ist, und dass ihr noch abgeholfen werden könnte. Aber es fragt sich dann immer, ob die zu wählende Hülfe nicht nachtheiliger

sein würde, als das Uebel selbst. Eine solche relative Uebervölkerung finden wir aber an vielen Punkten in mehreren europäischen Ländern, und zwar glauben wir, dass der Grund zum Theil in der traurigen Lage der niedern Volksclasse zu suchen ist. Ein grosser fortgesetzter Druck stumpft die Gefühle des Menschen ab; er fürchtet nicht mehr, seine Lage noch zu verschlimmern. Wenn daher die Wohlhabenderen die wachsende Sorge scheuen, welche ihnen die Zunahme ihrer Familie aufzulegen droht, und wenn sie deshalb ihre Triebe beherrschen, so ist dies bei denen selten der Fall, die schon nicht mehr wissen, wie sie ihre Kinder ernähren sollen. Ist nicht Irland ein deutlicher Beweis davon! Trotz des Elends eines grossen Theils des Volks, trotz der jährlichen starken Auswanderung nimmt doch die Bevölkerung rasch zu, und rascher, wie in andern glücklicheren Landschaften des britischen Reichs.

Wird schon durch die erwähnten Verhältnisse die Ehe bei der niedern Volksclasse korrumpirt, so geschieht dies noch mehr dadurch, dass das weibliche Geschlecht in den grossen Städten den grössten Verführungen, besonders von Seiten derjenigen Männer, ausgesetzt ist, welche, an ein genussreiches Leben gewöhnt, dieses nicht aufgeben mögen, und daher unverheirathet bleiben. Sollte man auch zweifeln, dass diese Ursach des Uebels von Bedeutung sei, und andere, die wir noch hinzufügen könnten, anfechten; so wird man doch das Ergebniss einräumen müssen, welches sich in der ganz unverhältnissmässig grossen Zahl der unehelichen Kinder in den grossen Städten zeigt. Während in Frankreich von 1800 bis 1835 im Durchschnitt auf 15,65 Geburten eine uneheliche kam, war in Paris das Verhältniss noch nicht wie 3 : 1. Noch übler sah es damit in Wien aus, wo auf 2,24 Geburten eine uneheliche kam, während ausserdem im östreichischen Staate, so weit man den Gegenstand hier verfolgen kann, die Verhältnisszahl von 24 bis 7,3 stieg, wenn man Kärnthen ausnimmt, wo sie 3,2 war. In Berlin rechnete man in den Jahren von 1823 bis 37 im Durchschnitt auf 6,2 Geburten eine uneheliche. Ausser Berlin war das Verhältniss ungleich günstiger, aber nach den Provinzen sehr verschieden. — Wenn wir nun aber annehmen müssen, dass viele der prostituirten Frauenzimmer sich mit Männern aus der niedern Volksklasse verheirathen, ja dass manche Männer

nur durch die Unterstützung, welche ein Mädchen von ihrem Verführer erhält, bewogen werden, es zu heirathen, so begreift man leicht, dass so geschlossene Ehen nicht wohl glücklich ausfallen können. Und nicht darin allein besteht das grosse Uebel, sondern auch darin, dass ein beträchtlicher Theil des aufwachsenden Geschlechts einen Makel an sich trägt, der schon deshalb nachtheilig auf seine Gesinnung wirken muss, weil er ihn denselben überhaupt mit Gleichgültigkeit behandeln lässt.

Schon das Gesagte dürfte hinreichen, um es natürlich zu finden, dass die niedere Volksclasse sich in grossen Städten auch auf einer sehr niedern Stufe der Sittlichkeit zeigen werde. Aber wir wollen einen Umstand hier nicht übergehen, auf welchen zwar schon häufig hingewiesen ist, der aber eine so grosse Bedeutung hat, dass er nicht oft genug vorgeführt werden kann. Wir setzen hier vorläufig voraus, dass die Bestrafung von Leuten aus jener Classe in Folge wiederholter Bettelei oder begangener Verbrechen sehr häufig nöthig wird. Ist dies der Fall, so ist das gewöhnliche Verfahren, die Schuldigen in Arbeitshäuser, Zuchthäuser und Gefängnisse zu bringen, wo sie sich oft in einer grossen Gesellschaft ihnen gleicher Personen befinden, und nun eine Verbrecherschule durchmachen, die das Schlechte, was in ihnen als Keim vorhanden war, entwickelt und zur Reife bringt. Schon die blosse Untersuchungshaft hat für viele sehr nachtheilige Folgen. Die Genossen stärken sich in ihrem Hasse gegen die gesellschaftliche Ordnung und gegen die Wohlhabenden und Reichen, die sie als ihre natürlichen Feinde ansehen; sie schliessen sich eng an einander an, um nach ihrer Entlassung ihre Verbindung fortzusetzen, und unterrichten einander in der Kunst, ihre Angriffe auf die übrige Gesellschaft mit Sicherheit auszuführen. So ausgerüstet verlassen sie den Strafort, nachdem sie ihr Vergehen oder Verbrechen gebüsst haben, und mischen sich unter ihre Mitbürger. Aber nicht blos das ist ein Uebel, dass auf diese Weise der sittliche Zustand der niedern Volksclasse noch mehr verdorben wird; sondern auch dies, dass häufig die augenblicklich eintretende Noth die schon Bestraften rückfällig macht. Es ist bekannt genug, wie wenig geneigt die meisten Menschen sind, bestrafte Verbrecher in ihre Dienste zu nehmen, oder sich ihrer als Arbeiter zu bedienen, und dass sie daher, ohne Aussicht auf Erwerb, und

ohne Unterstützung gelassen, entweder zum Betteln oder zu Verbrechen ihre Zuflucht nehmen. — Diese verachtete und gefährliche Classe des Volks ist aber in den grossen Städten besonders zahlreich, und zwar nicht blos der Umstände wegen, die wir früher auseinandergesetzt haben, sondern auch deshalb, weil die entlassenen Verbrecher am liebsten die grossen Städte zu ihrem Aufenthalte wählen. Theils hoffen sie, dass unter der grossen Volksmenge ihr früheres Verhalten nicht bekannt sein werde, theils sehen sie den mannigfaltigen Verkehr derselben als einen vortheilhaften Schauplatz für die Fortsetzung ihrer verbrecherischen Lebensweise an.

Wenn wir vorher voraussetzten, dass in grossen Städten Bestrafungen wegen Bettelei oder Verbrechen verhältnissmässig weit häufiger vorkommen, als in kleinen Städten oder auf dem Lande, so dürfen wir um die Wahrheit dieses Satzes unzweifelhaft zu machen, nur auf das verweisen, was wir von der ökonomischen Lage und dem sittlichen Zustande der niedern Volksclasse in volkreichen Oertern gesagt haben. Wesentlich genügt dies; aber wir wollen doch auch nicht unerwähnt lassen, dass die Aufforderung zum Müssiggange und zu Verbrechen in den grossen Städten weit grösser ist, als anderswo. Das eine folgt theils aus der Menge von kleinen Dienstleistungen und Gewerben, die mit wenig Arbeit und Mühe verbunden sind und oft grossen Lohn oder Gewinn abwerfen, theils aus den verführerischen Beispielen, welche die vielen reichen Müssiggänger der übrigen Gesellschaft geben; das andere hat seine Ursach eben so sehr in der Noth der niedern Volksclasse als in dem Wohlstande und dem Reichthume der übrigen Bewohner der Stadt. Darum mag man sich nicht wundern, wenn man in den grossen Städten so viele Klagen über Betrügereien, Veruntreuungen, Diebstähle hört; wenn man vernimmt, dass jeder, der etwas zu verlieren hat, seine Wohnung doppelt und dreifach verriegelt und verschliesst, und dass dennoch die Polizei aus einer ausserdem ungewöhnlichen Zahl von Beamten besteht und zu besondern Sicherheitsmaassregeln genöthigt ist. Inzwischen würde es ungerecht sein, zu verkennen, dass auch in den andern Classen der Gesellschaft in grossen Städten unsittliche und rechtswidrige Handlungen bei weitem häufiger vorkommen, als in weniger bevölkerten Oertern. Auch für sie sind die Ver-

suchungen, vom rechten Wege abzuweichen, dort weit stärker, als hier.

Zeigen sich uns hiernach die sittlichen Uebel der grössern Städte nicht geringer, als die wirthschaftlichen; so dürfen wir doch behaupten, dass die Folgen, welche die erstern für das ganze Land nach sich ziehen, den Wirkungen nicht gleich kommen, welche die letztern um sich her und weithin äussern. In wirthschaftlicher Hinsicht steht ein grosser Ort mit der Umgegend, ja mit dem ganzen Lande in weit engerer Beziehung, als in sittlicher. Mehr oder minder stellt sich ein ganzes Land als ein grosses System getheilter Arbeiten dar; ein Ort greift immer in die Thätigkeit anderer Oerter, sie beschränkend oder befördernd, ein, sei es durch seine eigene Thätigkeit oder durch seine Bedürfnisse. Dagegen steht ein Ort mit andern Oertern nur durch die Presse in sittlicher Beziehung, indem von ihm aus Grundsätze, Ansichten, Meinungen, Theorieen verbreitet werden. Wir sagen nur, weil wir glauben, dass zwischen beiden Arten des Verkehrs ein grosser Unterschied statt findet, und der letztere nicht die Bedeutung des erstern hat. Der wirthschaftliche Verkehr ist zwingend. Hat z. B. ein Ort eine Ueberlegenheit in einem Kreise von Thätigkeiten, so hängt es von andern nicht ab, ob sie dieselbe anerkennen wollen oder nicht; sie müssen sich dazu entschliessen, wenn sie nicht auf die Befriedigung gewisser Bedürfnisse Verzicht leisten wollen. Gegen die geistigen Produkte eines andern kann sich aber jeder verwahren, und wird sich jeder verwahren, wenn sie der Stimmung seiner Seele nicht zusagen; ja er kann weiter gehen, gegen sie ankämpfen, und sie geistig vernichten. Nun könnte man zwar meinen, der grosse Ort werde sich auch in geistiger Hinsicht so überlegen über kleinere Oerter zeigen, wie in wirthschaftlicher. Aber das ist nicht nothwendig der Fall. Das Zusammenwirken der Geister trägt zwar zu ihrer Entwickelung eben so bei, wie das Zusammenwirken mechanischer Kräfte und Kapitale ihre Wirkung verstärkt; aber die grossen Geister sind nicht von einer solchen Reibung abhängig, und oft finden sie sich sogar durch den Verkehr in grossen Städten gestört. Indess glauben wir, dass nicht sowohl diese Gründe, als vielmehr andere in dem vorliegenden Falle von Entscheidung sind. — In der öffentlichen Meinung sucht jeder

der die Presse benutzt, in einem möglichst guten Lichte zu erscheinen, und man müsste einen hohen Grad von Unsittlichkeit im Volke annehmen, wann das Gegentheil wahrscheinlich sein sollte. Es ist aber ein solches Streben um so natürlicher, als die Schriftsteller einer grossen Stadt, wie bedeutend sie auch sein mag, mehr auf die Laster ausserhalb, als innerhalb derselben speculiren. Ausnahmen werden allerdings nicht fehlen. Mancher Belletrist wird, von dem frivolen, unsittlichen Geiste der grossen Stadt angesteckt, ihn mit Wohlgefallen schildern, seine Verbreitung empfehlen, oder ihn doch in seinen Werken durchschimmern lassen, aber die Wirkung davon wird von derjenigen leicht überwältigt werden, welche von andern, von einem sittlichen Geiste durchdrungenen, Schriftstellern ausgeht. Fragt man, was uns zur Annahme dieser Behauptung berechtigt, so werden wir auf die Kategorie der Gesellschaft hinweisen, welcher dem Schriftsteller vorzugsweise angehören, nämlich die Mittelclasse. Dass sich in der Mittelclasse die Bildung eines Volks vorzugsweise vereinigt, geht aus dem hervor, was wir früher von ihr bemerkten, aber es erhellet daraus auch, dass in ihr die Sittlichkeit sich am festesten bewahrt, indem sie eben so von der mit dem Reichthume verbundenen Ueppigkeit, als von der durch die Noth erzeugten niedrigen Gesinnung entfernt ist. Sie macht gewissermassen nach beiden Seiten Front, und nicht blos, um sich gegen die Ansteckung zu wehren, sondern auch, um die Uebel zu mildern, die sich hier, wie dort, zeigen. Mit Recht wird man daher behaupten dürfen, dass von den grossen Städten aus ein Land durch die Presse weit mehr eine Unterstützung der Sittlichkeit, als eine Anfeindung und Untergrabung derselben zu erwarten hat.

Wenn auch durch die bisherigen Erörterungen der so wichtige zweite Punkt nicht erschöpft sein sollte, so glauben wir doch die verschiedenen Seiten desselben so weit, als es hier unser Zweck sein konnte, hervorgehoben und beleuchtet zu haben. Wir gehen deshalb nunmehr zu dem dritten über, nämlich zu dem Einflusse, welchen die Städte

mit überwiegender Bevölkerung auf den politischen Zustand eines Landes äussern.

Wenn wir zunächst auch zugeben müssen, dass ein solcher

Einfluss durch die eigenthümliche Zusammensetzung der Volksmenge in den grossen Städten, durch die Organisation ihrer Verwaltung und durch den gesammten politischen Zustand des Landes auf das mannigfachste werde modifizirt werden; so sind wir doch der Meinung, dass ihnen derselbe nie ganz fehlen dürfte. In jeder Stadt bildet sich ein eigenthümlicher Charakter aus; ihre Bewohner haben ihre besondern Sitten, Gewohnheiten, Vorstellungen, hängen dadurch unter einander zusammen und machen ein Ganzes aus. Es ist daher natürlich, dass jede Stadt die politischen Angelegenheiten des Landes auf eigenthümliche Weise auffasst, und dass sie, dieser Auffassung gemäss, den Handlungen und Maassnahmen der Regierung ihren Beifall schenkt oder entzieht. Danach würde es nun allerdings scheinen, als ob ein Einfluss des einen Orts auf einen andern nicht stattfinden könne; aber näher betrachtet, folgt dies aus dem Gesagten nicht. Es folgt daraus nur, dass wenn ein solcher Einfluss sich geltend macht, er da, wo dies der Fall ist, eine dem Geiste des Orts entsprechende Wirkung haben werde. Ausbleiben kann aber ein solcher Einfluss nicht, weil keine Gemeinschaft in einem Lande möglich wäre, wenn er fehlte; weil jeder, auch der unbedeutendste Verkehr unter Menschen darin besteht, dass der eine sich dem andern accommodirt. Nun ist es begreiflich, dass im allgemeinen eine Ansicht schon dadurch eine gewisse Autorität erhält, dass sie von Vielen getheilt wird; wie die Grösse eines sichtbaren Gegenstandes dem Auge imponirt, so der Seele die Menge derer, welche in einer Vorstellung einig sind. Eine grosse Stadt würde daher schon aus diesem Grunde der kleineren imponiren, durch ihre Vorstellung einen Einfluss auf die Vorstellung derselben ausüben. Aber noch mehr: durch die Menge derer, welche eine Vorstellung theilen, wird diese schärfer ausgeprägt, sey sie ein Produkt des Verstandes, oder der Leidenschaft, oder des Fanatismus, oder was es immer seyn möge, wodurch sie getragen wird. Nun haben wir aber schon früher bemerkt, dass in den grossen Städten in der Regel eine grössere geistige Regsamkeit herrscht, theils weil Geist an Geist sich auf eine mannigfachere Weise übt, als anderswo, theils weil in ihnen eine unverhältnissmässig grössere Anzahl von eigentlich geistigen Thätigkeiten nothwendig ist oder einen Spielraum für sich findet. Nichts zeigt

dies deutlicher, als die Presse. In manchem Staate enthält die Hauptstadt mehr Litteraten, als sich im ganzen übrigen Lande finden; hauptsächlich aber sind die grossen Städte die günstigsten Geburtsstätten der Zeitungen. Für unsern Zweck ist dieser letztere Umstand von besonderer Wichtigkeit, weshalb wir auch einen Augenblick bei ihm verweilen. Nicht nur sind die grossen Städte die Schauplätze der wichtigsten Ereignisse und Erscheinungen, sondern sie stehen auch aus den verschiedensten Gründen mit andern Oertern des In- und Auslandes in weit mehr und bedeutenderen Beziehungen, als dies in kleinern Städten der Fall seyn kann. Sie liefern daher den reichsten Stoff für die Zeitungen, und diese verbreiten sich daher vornehmlich von ihnen aus nach allen Richtungen hin. Wo ist ein Provinzialblatt, welches mit den Blättern von London, Paris, Wien, Brüssel etc. wetteifern könnte?!

Ein anderer Umstand ist nicht minder wichtig. Bei allen allgemeinen Gesetzen und Einrichtungen des Staats muss es diesem immer daran gelegen seyn, die Meinung des Volks für sich zu haben; aber er wird sie hauptsächlich da suchen, wo das Volk in grossen Massen lebt und wo es eben deshalb eine bestimmter ausgeprägte Meinung hat. Auf die Gesetze und Einrichtungen üben daher die grossen, volkreichen Städte immer im voraus einen bedeutenden Einfluss aus. Aber sie üben ihn auch nachträglich durch ihr Verhalten zu demselben aus. Je nachdem sie dieselben willig oder mit Beifall aufnehmen oder ihnen widerstreben, sich ihnen wohl gar widersetzen, werden sich auch ähnliche Erscheinungen im übrigen Lande zeigen; denn ihr Beispiel wird in dem einen Falle die kleineren Gemeinden abschrecken, wenn sie einer abweichenden Meinung zugethan sind, und in dem andern Falle ihnen Muth geben. In Zeiten der innern Zerwürfnisse wird diese Bedeutung der grossen Städte jedoch besonders hervortreten; denn diejenigen Personen im Lande, welche der Regierung widerstreben, was für Gründe sie auch immer bestimmen mögen, finden in den grossen Städten am leichtesten einen Anhang, und dabei einen solchen, der für die öffentliche Ruhe der gefährlichste ist, weil er aus dem grossen Haufen derer besteht, die bei einer Umwälzung nichts zu verlieren haben, und sich doch mit einer Hoffnung des Gewinns schmeicheln. Man

darf wohl behaupten, dass die französische Revolution einen ganz andern Gang genommen, einen ganz andern Charakter gehabt haben würde, wenn Paris ein Ort wie Versailles gewesen wäre. Der grosse Haufe dient immer dem, welcher seine Leidenschaften in Bewegung zu setzen und auf einen Punkt hin zu richten weiss. Wie er in Paris Danton und Robespierre half, ihre blutigen Plane durchzusetzen, so diente er auch, beide zu stürzen und ihre Häupter uuter der Guillotine fallen zu lassen. Und würde nicht auch die englische Revolution einen wesentlich andern Gang genommen haben, wenn die königliche Partei Karls I. sich hätte in London behaupten können, während das aufrührerische Parlament genöthigt gewesen wäre, seinen Sitz in einer kleinern Stadt zu nehmen?!

Inzwischen haben allerdings die oben angeführten Umstände eine diesen Einfluss der grossen Städte modificirende Wirkung. Es ist nicht gleichgültig, ob eine grosse Stadt Sitz der Regierung ist, oder nicht; ob sie sich mehr vom Handel oder von Gewerben ernährt, ob das Land eine freie Verfassung hat, oder das Gegentheil, ob die Gemeinde grosse Rechte besitzt oder mehr oder minder beschränkt ist u. s. w. — Der Sitz der Regierung in einer grossen Stadt gibt den Machthabern zwar Gelegenheit, durch die bedeutende Bevölkerung, in deren Mitte sie sich befinden, auf das Land einzuwirken, sobald dieses in einem ruhigen, geordneten Zustande ist und von keinen Parteien hin und herbewegt wird; aber ist dies nicht der Fall, so kann die Regierung es nicht verhindern, dass die Parteien sie mehr oder weniger zum Werkzeug für ihre Zwecke machen. Sie werden Einzelne aus ihrer Mitte in die Regierung zu bringen wissen, sie werden sich Kenntniss von den Absichten der Regierung verschaffen, und ihrer Ausführung entgegenarbeiten, wenn sie nicht einverstanden damit sind; denn es gibt natürlich zwischen den höchsten und höheren Beamten des Staats nicht minder als zwischen den niedern und den übrigen Bewohnern der Hauptstadt eine Menge von Beziehungen, denen man eine stillwirkende Macht nicht absprechen kann. Am meisten wird die Regierung aber das Gewicht der Hauptstadt scheuen, wenn die Verfassung dem Volke wichtige Rechte in Bezug auf die öffentlichen Angelegenheiten einräumt und wohl gar die Gemeinde als Corporation eine Stellung ein-

nimmt, welche sie der Abhängigkeit von der Regierung in einem grossen Umfange entzieht. Der zerstreute Wille der Bevölkerung erhält durch eine freie Gemeindeverfassung Einheit und Bewusstseyn, und damit eine Kraft, welche die höchste Gewalt zu respectiren genöthigt ist. Wenn es aber in unruhigen Zeiten vornehmlich die niedere Volksclasse ist, welche der Staat zu fürchten hat, nicht weil sie an sich gefährlich ist, sondern weil sie, an eine Partei sich anschliessend und einem Demagogen folgend, leicht sehr gefährlich werden kann, und wenn wieder jene Klasse in dem Maasse politischen Umtrieben zugänglicher ist, in welchem sie viele nothleidende, unsittliche und verbrecherische Personen einschliesst; so werden wir die Städte, in welchem die Gewerbe vorzugsweise bedeutend sind, als einflussreicher zu betrachten haben, als diejenigen, welche mehr aus dem Handel ihre Nahrung ziehen, und zwar wird diese Bedeutung in Zeiten der Gefahr eines Staats um so grösser erscheinen, als gerade solche Zeiten die grossen Gewerbe weit mehr bedrohen, als den Handel.

Es wäre interessant, die Geschichte einzelner grossen, volkreichen Städte zu verfolgen, um das, was wir hier mehr aus der Natur des Gegenstandes, als aus dem Leben hergeleitet haben, durch Beispiele anschaulich zu machen. Wir beschränken uns darauf, nur auf einzelne Städte hinzuweisen. Welche Rolle Rom zu verschiedenen Zeiten gespielt hat, ist bekannt. In der alten Zeit war es im römischen Staate so vorherrschend, dass dieser fast nur in der einen grossen Stadt zu existiren schien. Im Mittelalter, wo die Besonderung es nicht so zu dem Uebergewichte einzelner Städte kommen liess, fehlte es doch nicht ganz an solchen Centralpunkten der Macht, und unter andern begannen Paris und London schon an die Spitze der Bewegung der Länder zu treten, welchen sie angehörten. Erst in der neueren Zeit gelang es ihnen jedoch, die Bedeutung zu gewinnen, die sie in den von uns betrachteten Beziehungen, von da an bis auf unsere Tage nicht nur behaupteten, sondern immer mehr ausbildeten. Rom erschien, nachdem es aufgehört hatte, die Welt mit den Waffen zu beherrschen, in einem so eigenthümlichen Verhältnisse, dass man kaum sagen kann, ob es geeignet ist, als ein Beispiel für unseren Zweck zu dienen. Dagegen lässt sich dies von Constantinopel nicht leugnen, man mag es nun als Sitz des griechischen

Kaiserthums, oder des Sultans betrachten. An diese Namen liessen sich leicht noch eine Menge anderer reihen, deren Wichtigkeit zwar nicht so in die Augen springt, aber, wenn wir auf den Schauplatz Rücksicht nehmen, auf welchem sie sich bewegten, kaum geringer angeschlagen werden darf.

Eine solche historische Ausführung des Gegenstandes könnte auch noch manche statistische Data beibringen, womit sich hauptsächlich mehrere Behauptungen würden belegen lassen, die wir in Hinsicht der beiden ersten Punkte ausgesprochen haben. Wenn sie dadurch auch nicht an Wahrheit gewönnen, würde diese doch in solcher Begleitung anschaulicher hervortreten.
